

14)

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(Nachdruck verboten.)

„Zur heiligen Muttergottes nach Bistritz am Holstein“; sie bekreuzte und neigte sich ehrfürchtigst dabei, und es kam der strengen Frau gar nicht lächerlich vor, so sehr sie sonst „das heilige Gethue und den Heiligendienst der Papisten“ hasste. „Ich hab' mich ihr verlobt und will zu Fuß hin und zu Fuß von dort, und mag nicht mit der Prozession gehen, und darum und weil ich gerne meine Zeit voll hätte, bin ich so lange geblieben. Denn ich hab' allein der gnadenreichen Jungfrau zu danken, weil sie an mir ein Wunder gethan und mich behütet hat vor Elend und vor vielem Unglück.“

Salome ließ sich nieder: „Setz Dich und erzähle mir, wie? Ich kann Dir vielleicht raten oder sonst etwas thun für Dich. Und ich thue es. Du weißt, ich verspreche nichts, was ich nicht halten will.“

Seltene Güte wirkt; die Marie stand bestürzt vor dieser Aufforderung und dieser Verheißung, deren geheimen Grund sie nicht ahnen konnte, wenn ihre Gebieterin überzeugt war, endlich der Lösung ihres Räthsels sich zu nähern. Sie stotterte: „Wenn die Frau erlaubt,“ und setzte sich auf die letzte Kante ihres Stuhles; die rothen und rauhen Hände faltete sie andächtig auf dem Tische und erzählte dann, wie sie der Rüttemann Franz bald um die Ehre beschwagt hätte. Weisheitsreich und mit vielen Wiederholungen berichtete sie, wie sie den schlechten Kerl kennen gelernt und wie er ihr allenthalben aufgelauret und sie drangsalirte mit Bitten und mit Verheißungen, bis sie sich nicht mehr zu helfen wußte vor ihm und ihm versprach, zu Nacht in den hinteren Garten zu kommen. Da aber sei eine Kuh schwer erkrankt, sie konnte nicht fort aus dem Stalle — und das sei ein Wunder der Jungfrau Maria gewesen. Denn Tags darauf sah sie den Franz nicht; aber eine Base traf sie, die mit ihrem Kinde, das des Rüttemann war, zwei Meilen weit gekommen sei, um ihn zu bitten, etwas für sie oder doch wenigstens das Kleine zu thun. Der aber hatte gelacht und ihr geantwortet, er habe selber nichts und müßte sehr reich sein, um Alle zu befriedigen, die ähnliche Ansprüche an ihn zu haben glaubten. „Das hat sie mir erzählt, und wie schlecht daß er noch sonst ist; und er war frech genug, mir auch dann noch keine Kuh zu geben, und hat doch gewußt, daß die Kathi bei mir ist gewesen. Und ich hab's ihm auch gesagt, was ich von ihm meine. Aber begreifen wird's die Frau, wenn ich nicht mehr in dem Orte bleiben will, wo ich mich schämen muß vor ihm und vor mir selber, daß ich bald so dumm gewesen wäre. Und nur bitt' ich die Frau recht schön, daß sie mich austreten läßt noch vor dem Ziel.“

Keine Wimper in Salome's Antlitz zuckte, während die Marie dies redete und häufig erröthete dabei. Keine Geberde verrieth Ungebuld; nur der Schließelbund in ihrer Hand zitterte und begleitete erklirend mit selbstamer Musik die Worte der Marie, und der Frau war einmal, als lägen schlante, weiße Finger neben denen der Redenden. Nun hatte sie den Silberring wieder an seine Stelle fest: „Und kannst mir noch sagen, wann das geschehen ist? Wann Du zu ihm hättest kommen sollen?“

„In der gleichen Nacht, wo das Fräulein Gabi fort ist, weil sie der Herr geschlagen hat. Und ich möcht' bitten, ich will auch nicht mehr zurück, weil ich die so gern gehabt hab', und kann's nicht gewöhnen ohne sie.“

Sie erhob sich, und Frau Salome that es ihr nach und trat an den Geldspind. Den Lohn, welcher der Marie noch zustand, zählte sie ihr auf den Tisch, dann sprach sie: „So geh', wenn Du nicht bleiben kannst. Es ist auch besser, als Du wärest bei mir; aber vor dem Franz brauchst Du Dich nicht zu schämen, und er möcht' Dir nichts mehr machen. Denn ein Mann kann keinem Mädel etwas thun, das es nicht will oder es ihm nicht so bestimmt. Und nun geh'!“

Sie war allein, und das Stürmen in ihr und die besonnene Gelassenheit, die sie sich abzwang, beklemmten ihr die Brust und nahmen ihr den Athem. Das war etwas — ein Lichtstrahl, der freilich nicht genügte, das Dunkel zu erhellen. Nur eine Art Weg wies er; nun galt es, überdenken und abschätzen, wohin der etwa führen möge...

Aus ihrem Gärtchen tretend, hatte Rupert Gabrielen gesehen. Woher aber konnte sie dahin gekommen sein, wenn nicht aus der Wüstniß jenseits des Wassers? Dort hatte die Marie sein sollen, dort war der Franz gewißlich gewesen. Was hatte ihr Ziehkind dorthin geführt? Sie ahnt' es nicht; aber daß es in solcher Zeit heimlich seine Stube verließ und einen solchen Ort aufsuchte, das war ihr Verschuldung genug. Was war dort geschehen? Eine neue Frage; aber etwas mußte sich begeben, einer Schuld mußte sich Gabriele bewußt gewesen sein, sonst wäre sie nicht entlaufen; sonst hätte sie — that sie es schon in jäher Verwirrung — zumindest aus der Ferne im ersten Briefe Klage erhoben gegen den, der sie grundlos mißhandelt. Und der Franz war wieder einmal im Spiele gewesen; ein wüthender Haß gegen ihn, welcher der Sittenstrengen immer ein Gräuelf gewesen, tobte in ihr zugleich mit einer tiefen Scham aus Gabrielen's Seele. „Sein Maß ist vollgerüttelt, und es ist Zeit, daß die Schale des Jornes übersiehe,“ flüsterte sie vor sich. „Denn ihr sollt keinen Buhler noch Ehebrecher dulden in eurer Mitte, spricht der Herr.“ Und wie der Dolmetsch und das Gefäß von Gottes Jorn fühlte sie sich in dieser Stunde.

Es galt ihr auch völlig gleich, daß sie den Franz allein nicht treffen konnte. Sie mußte über den Johann hinwegschreiten, wollte sie ihm zu Weibe, und war auch entschlossen dazu. Er galt ihr allerdings für einen anständigen Menschen; scharfblickender als Andere, hatte sie ihn borden selbst heimlich bedauert, bedauerte ihn sogar jetzt, wo sie mit unbarmherziger Klarheit Mittel und Hebel erwog, die ihn gänzlich zu Grunde richten mußten. Aber an ihren Entschlüssen änderte diese weichere Empfindung nichts; seine Gutheit, die sich bloß im Ertragen und Dulden bewährt, sprach ihn nicht aller Rechenschaft ledig, und — war der Franz sein Verhängniß, dann sollte er es ganz und bis zum Ende bleiben.

Sie machte Licht, nahm ein Blatt Papier und begann zu rechnen. Ziffer nach Ziffer schrieb sie unter einander; jede war statlich für sich und bedeutete etwas: eine gute Hypothek oder den Betrag einer Spareinlage, oder den Werth von Papieren, deren Sicherheit über jeden Zweifel war. Dann überzählte sie ihre Gold- und Silberrollen; es war viel, was so unfruchtbar dalag, weil sie sich mit Baargeld freute und es gerne zur Hand hatte. Einen starken Strich machte sie dann unter alle die Zahlen, summirte und zerriff mit zufriedenen Kopfnicken ihre Aufzeichnungen: es reichte. Aber kein Laut kam dabei über ihre Lippen.

Und dann, als wollte sie sich unbewußt verfestigen in ihren Plänen, ging sie in Gabrielen's Zimmer. Ihre Kunde breitete sie vor sich aus; aber noch galten ihr die Spielachen nur als Beweise eines unausrottbaren Leichtsinns, einer eingeborenen Neigung für Geklung und Schleichwege. Fast stark aber griffen ihr die Beilchen ans Herz; das letzte Bündelchen lag im Evangelium des Matthäus, im 4. Kapitel, dort, wo geschrieben steht: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brod, sondern von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes geht.“ Sie las die Stelle mehrmals, und gemach begann ihr der tiefere Sinn der Worte aufzugehen. Denn aus ihrem Hassen quoll ihr etwas wie Liebe; beide Empfindungen eines und nicht zu trennen. Und die welken Blumen raunten beweglich genug und erzählten ihr von einer Jugend, die nicht genossen, von Lenzen, die ihrem Kinde — so hieß ihre Gabriele fortan — fruchtlos und trauervoll verrotten waren.

Ihr Haupt sank recht tief herab; ihr Herz arbeitete, und Ungeahntes rief darin. Aber sie hielt sich gleich wieder strad, und so merkte Rupert, als er heim kam, nichts von dem, was sich mit ihr begeben. Beim ersten Nahen der bekannten Schritte steckte sie das Spielzeug mechanisch unter ihre Schürze, schlug einige Blätter der Bibel um. Soust verhartete sie regungslos, und er störte sie nicht, bis sie den Kopf hob und mit ihrer tiefen und gebietenden Stimme sprach: „Johann Rüttemann wird wieder Geld brauchen; kommt er noch einmal zu Dir, dann wirft Du ihm geben, wie viel er will.“ Er erstaunte: „Was?“ — „Es ist von Meinem, und ich werde Dir's geben. Kommt er nicht von selber, dann bieteest Du es ihm an.“ — „Was?“ schrie er noch verblüffter. Sie aber, achlos auf seine Unterbrechung, fuhr fort: „Er hat die Gammalin kaufen wollen; mag er sie noch, dann

darfst Du sie ihm auf Borg geben." — „Was?" und auflohernd: „Dem Deine schönste Kuh? Der ist ja die Ziegel auf dem Dach schuldig." — „Ich weiß. Und Du wirfst ihm Geld geben, und den zweiten Satz auf dem Hofe laufen wirst Du auch, und ihm die Hannakin leihweise verkaufen. Ich will es — ich!" Und sie richtete sich hoch auf, daß sie ihn auch körperlich um Haupteshöhe überragte. Und mit einem Lächeln, das ihm gar nicht gefiel, sagte sie hinzu: „Die Kuh soll ihm den Hof fressen. Begreift, Rupert? . . ."

Er begriff nicht und ihr Verschlug's nichts weiter. Stolz und schreitend verließ sie das Gemach, that ihrer Belege jeden an die gehörige Stelle, wie es sich geziemte und sie es gewohnt war. Dann trat sie an ein Fenster; es war dasselbe, daran einst Gabriele jenes Zwiegespräch belauscht. Ihr in der Hand blieb ein Sträußchen; sie zerrieb es, und der Staub davon rieselte ihr über die Finger, während sie so in Gedanken hinausspähte auf die behenden Wasser. Ihr Mund zuckte, und zwischen geklemmten Zähnen flüsterte sie die Worte: „Ich will sie binden mit ehernen Banden und meinen Fuß setzen auf ihr Haupt. Auge für Auge, Zahn für Zahn: sie sollen heimlos werden, wie sie mein Kind unsfät und flüchtig gemacht haben."

X.

Ein böser Winter war in jenem Jahre über das Reich hereingebrochen. Hereingebrochen; denn kein Herbst ging ihm rechtschaffen warnend und kündigend voran. Endlos waren die Regengüsse beim Abschiede des Sommers; sie währten, bis sich den fallenden Tropfen die ersten Flocken gesellten, bis dann der Schnee endlich allein die Gewalt und das Reich gewann. Das Obst fiel unreif von den Bäumen und verdarb; das Grummet verkaufte auf den Wiesen, und was davon eingebracht wurde, das war sauer und schlecht.

Es war ein böser Winter. Das Vieh galt Preise, die Niemand erdenken konnte. Und dabei war keine Möglichkeit, es durch die schlimme Zeit durchzubringen, wollte man es nicht mit eigenen Augen verhungern sehen. In Galizien schlug man die Pferde rein um der Felle willen, und jeder Bauer, der davon hörte, wußte nicht, was thun und wie sich helfen. Offene Hände blieben damals zur Faust geballt, damit ihnen ja kein übriger Kreuzer entfalle. Sparsamkeit allein konnte retten. Und dennoch kam damals in manches Haus, das festgefügt für Ewigkeit schien, der erste Riß; nur wer ganz heil war und Niemandes bedurfte, mochte entrinnen. Denn nichts ist schwerer zu erschüttern, als ein Bauerngewese, das gesund und makellos auf dem Erbe der Ahnen ruht; nichts leichter und unheilbarer, als eines, dessen Wurzeln angefaßt sind. Die Erde selbst bebt unter solch einem; wer möchte da entkommen und wohin sich flüchten?

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Warme Frühlingsahnung, wie in den Märztagen, die wir diesmal genossen, zog auch damals durch die Welt, als jene Freiheitskämpfer aufstanden, um derentwillen sich die Reaktion noch heute nicht beruhigen kann. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen. Man sollte meinen, das wäre ein Zeitraum, während dessen die stärkste Erbitterung hätte vergehen können. Aber die Jahre schwinden und der Haß der Reaktion, die manchen Zug eigensinnigen Greisenthums aufweist, bleibt aufrecht erhalten. Er versucht es nicht erst Geschichtliches geschichtlich zu begreifen. Der alte Partei-Eifer wider die Gefallenen, die auf dem stillen Friedhof ruhen, lehrt sich mit unverminderter Gehässigkeit gegen Alle, die für die Märzlämpfer das geringste Dankeszeichen übrig haben. Je grimmiger der Haß, desto eifriger soll die liebevolle Theilnahme erstarken. Sie ist in der That heute noch so nöthig, wie nur jemals zuvor.

Dessen werden Alle gedacht haben, die zu der Ansehtheit der gefallenen Idealisten gepilgert sind. Wenn die Todten heute Umschau halten könnten, wenn sie verglichen, was sie geträumt und ersehnt, und wie es gekommen ist, es drängte sich ihnen bittere Ironie auf.

In befeuertem Jugend, die so gerne verklärt, berauschten sie sich gewiß am parlamentarischen Gedanken. Ihnen schwebte er noch vor, wie ein klarer, leuchtender Mittelpunkt freien und einigen deutschen Kulturlebens. Mit aller Leidenschaftlichkeit, mit aller Hier, womit nur heiße Sehnsucht schmüden kann, umgeben sie ein Lieblingsziel. Hätten sie vom Handel der jüngsten Tage vernommen, vom großen Lieber und seiner tapferen Schaar: sie hätten sich sicherlich mehr als verwundert und die Welt von heute hätten sie nicht begriffen.

Was hatten ihre schwunghaften Vorstellungen mit den gegenwärtigen Mächtschaften zu thun? Ihnen erschien der Parlamentsbau wie eine Tempelhalle, darin stolze, aufrechte Naturen eines gewissen Amtes walten sollten. Heroische Gedanken und kleinliche Erfüllung. Heute duden sich die feilschenden Knappen Lieber's; und die Menschen schleichen, die aufrecht schreiten sollten.

Die Herren, die heute den Ausschlag geben, wissen freilich recht wohl, was sich ziemt. Sie machen ihr Kompliment vor der Nüchternheit und dem Freimuth, indem sie sich vor ihnen neigen. Aber gerade dies Scheinpiel wirkt um so ironischer und bitterer. Oh, man hat tüchtig aufgetrumpft, man hat gehörig mit seiner Männlichkeit geprunzt, ja man hat mit den Weincheln auf den Boden gestampft, mit denselben Rückschrittsbeinchen, mit denen man nachher vorsichtig zurückgewichen war. Wenn verschäuferte Leute sich fügen, sobald ihnen ein härterer Wille begegnet, so ist das nichts Besonderes. Wenn man aber posiert, wie ein Kämpfer, wenn man sich aufstellt vor versammeltem Volk, mit den Augen rollt und so thut, als hätte man die ganze Welt nicht zu fürchten; und wenn dann diese Männlichkeit sich als würdeloher Schein darstellt, so könnte derlei rein ergötzlich sein, passirte es nur anderswo als gerade im Parlamentswesen. Dort erhält es seinen herben Beigeschmack. Wer dessen eingedenk ist, der wird an den Gräbern der Märzgefallenen nicht in gelassener Freude sich dessen erinnern, was erfüllt ist; sondern er wird sich, ernst gestimmt, des Schwereren bewußt bleiben, was noch zu erlämpfen ist.

Das Schlimmste an den Scheingefechten ist es, daß sie die innere Theilnahme an geistiger Beweglichkeit so sehr schwächen und statt ihrer äußere Reizungen wachhalten, die in gewissem Sinn an Sportreize erinnern. So hörte man auf hellenischen Marktplätzen manchmal auf die Wortgefechte der Sophisten, wie man in weiten Kreisen des Publikums diesmal auf die politischen Kriegsschlachten hinhörte. Das Spielmäßige des Ganzen fühlte man instinktiv heraus; mitunter konnte man erwarten, als wollten die Leute jetzt und jetzt Betten schliefen, wie man um ein Sportereignis wettet. So verwirren sich Emsigstes und Spielerisches in ganz kläglich Weise; und ein großes Publikum kann alle äußeren Merkmale feberhafter Stimmung aufweisen und doch mit innerlichem Gleichmuth den Dingen folgen, indem es schliefen lernt: Was soll das Wortgefecht und Kriegsgeschrei. Im Grunde geschieht doch Alles nach dem Diktat der Macht. So helfen jene dazu, das öffentliche Bewußtsein zu ermatten, die es zu stärken verpflichtet wären. Fatalistische Gleichmäßigkeit war aber bisher ein Zeichen für orientalische verumpfindendes Wesen; rege Empfindlichkeit sollte den modernen Westeuropäer charakterisiren.

Im Orient hat es die Macht allerdings noch ein gutes Stück besser, als bei uns. Hier muß man doch wenigstens versuchen, die gemüthliche Theilnahme bald hierhin, bald dorthin zu lenken, bald Lust- bald Unlustgefühle irgend einer Erfindung gegenüber zu erwecken. Vor ein paar Jahren war der Großkapitulant Cecil Rhodes, der Typhus des „perfiden Albions", das an den treuerberzigen, niedergermanischen Buren Südafrika's seine tüchtigen Künste übte. Als derselbe Großkapitulant jüngst in Geschäftssachen in Berlin weilte, ward er zum weitsehenden Uebermenschen erhoben, zum Heldennam großen Stils, dessen Größe durch einige kleine Teufeleien nur einen angenehmen Zusatz von Pikanterie gewinnt. So wandelbar und rasch im Wechsel ist der offiziöse Spiegel. Vielleicht wird er demnächst ein anderes Bild von Cecil Rhodes zeigen. Das hängt eben vom Geschäft und seinen Verwickelungen ab.

Im Orient, scheint es, braucht man solche Reizmittel nicht, um Begeisterung oder Niedergeschlagenheit zu erregen. Man kommandirt einfach, wie die Polizei zu Konstantinopel es thut. Ja, unsere türkischen Freunde und Genossen haben es leicht, wie eben das jüngste Polizeistückchen im Reich des Sultans beweist. Die christlichen Bürger im Lande pflegten nämlich auf die Begrüßungs-Frage: „Wie geht es Ihnen?" zu antworten: „Nicht eben zum besten" oder gar „schlecht". Dies geschah ziemlich häufig, so daß man das Gruß- und Antwortspiel verdächtig zu finden begann. Wenn es auch den Leuten nicht eben zum besten ging, mußten sie das auf der offenen Straße enthüllen? Und waren sie nicht vielleicht allzu begehrlig. Was fehlte ihnen denn eigentlich unter dem Schirm des Kalifen?

Jedenfalls nahm eine vorsichtige türkische Polizei Anstoß an den Dingen. Sie sah in der Antwort: „Es geht mir schlecht" eine Un dankbarkeit des christlichen Unterthans und sie fürchtete die Verbreitung des Vacillans der Anzufriedenheit. Also sandte sie ein Heer von „Geheimen" aus, die in den Straßen aufzupassen hatten; und wer etwa sich zu antworten vermaß, daß er sich nicht glücklich fühle, wer also den Frieden der Bevölkerung widerborstig zu stören versuchte, der wurde vor den Gouverneur von Bora gebracht, und der Meister dieses Stadtviertels diktirte eine nachdrückliche Geldstrafe.

Welche Aussicht auf selbige Gefilde eröffnete sich, wenn die türkische Praxis auch bei uns, in aller Herrlichkeit angewandt werden könnte. Kein Wehzen, kein Stöhnen, keine Klage. Auf Straßen und öffentlichen Märkten ewiger Frieden und glückselige Ruhe. Weiter und mit stetig gleichem Lächeln gingen die Menschen aneinander vorüber, nirgends eine Beschwerde, nirgends ein grober Fluch. Leidenschaftliche Erregung wäre aus dem Verkehr gebannt, süßer Gleichmuth erfüllte die Herzen.

Die Polizei im Morgenlande hat es wirklich gut. Sie bestimmt; man gehorcht, wie man dem Schicksal sich beugt. Man macht die heitere, man macht die trübe Grimasse, je nach dem Wetter, das gerade beliebt wird. Zammerschade, mag mancher seufzen, daß dieses System in seiner Vollendung nicht bei uns eingeführt werden kann. Ansätze dazu fänden sich ja bei uns ebenfalls und reichlich genug! —

Alpha.

Kleines Heuiletton.

— Die weichen und die harten Buchstaben. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“: Es macht auf den Norddeutschen einen seltsamen Eindruck, wenn er nach Sachsen, dem „Land der harten und weichen Buchstaben“, kommt und sich ihm jemand etwa in der folgenden Weise vorstellt: „Mein Name ist Deller mit einem harten D.“ Die Unmöglichkeit, das *P* & *T* hart auszusprechen, zwingt den Sachsen, zwischen dem *B* und *P* und *D* und *T* durch die Eigenschaftsworte hart und weich zu unterscheiden. Die Kinder lernen dies schon so in der Schule, und ein Lehrer, der erst in späteren Jahren aus Norddeutschland nach Dresden verschlagen worden war, erzählte mir vor ganz kurzer Zeit, welche Schwierigkeiten es ihm anfangs bereitete, auf diese Namenseigenthümlichkeiten seiner sächsischen Schüler Rücksicht nehmen zu müssen. Für den Sachsen ist es geradezu eine Schwierigkeit, Worte wie Traumberger, Ballpause, Bierpalast richtig auszusprechen, mit deutlicher Prononcirung der harten und weichen Konsonanten, ja in dem Bestreben, die Worte richtig zu sprechen, geschehen nicht selten erst recht Verwechslungen. Dem Schulkinde ist das Erlernen der orthographischen Schreibweise solcher Worte deshalb so schwer, weil das geistige Erfassen des Wortes nicht unterstützt wird durch den richtigen Klang. Wer immer anstatt Palast Ballast sprechen hört, wird schwer beide Worte beim Schreiben auseinanderhalten können. Wie man in Sachsen volksthümlich buchstabirt, das zeigte oft scherzend ein vor einigen Jahren verstorbener Komiker der Dresdener Hofbühne, Namens Löber, der seinen Namen in der folgenden Weise zu buchstabiren pflegte: „L, o, dippel, dippel, weech b, e, r!“ — Dem Sachsen sind oft die Bezeichnungen „weich b“ und „hart b“ u. s. w. von der Schulzeit her so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sie noch anwendet, wenn er längst im Stande ist, durch richtige Aussprache der Buchstaben auf diese Nebenbezeichnungen zu verzichten. So ereignete sich vor ein paar Jahren einmal eine sehr scherzhafte Begebenheit in der chirurgischen Abtheilung der Berliner Universität. Ein Professor hatte die T-Binde seinen Hörern erklärt, eine Binde, die so genannt wird, weil sie die Form eines großen lateinischen T hat. Als nun bei nächster Gelegenheit derselbe Gelehrte die praktische Anwendung einer solchen Binde erklären wollte und einen aus Sachsen gebürtigen Studenten befragte: „Nun, was für eine Binde würden Sie in solchem Falle anlegen?“ antwortete der junge Sachse unter dem Gelächter seiner Kollegen: „Eine harte T-Binde!“ Selbst im deutschen Reichstage wurde einmal eines Falles Erwähnung gethan, bei welchem die harten und die weichen Buchstaben eine Rolle spielten. Der Abgeordnete Dr. Philipps sagte am 5. Dezember 1882 in der Etatsberatung: „In Dresden wurde im vorigen Jahre ein Mann Namens Geim aufgegriffen, weil ein Mann Namens Keim fiedbrüchlich verfolgt wurde. Vergebens suchte der Verhaftete die sächsischen Behörden zu überzeugen, daß der Unterschied zwischen harten und weichen Buchstaben für die Justiz von wesentlich anderer Bedeutung ist, als für den Wohlklang des sächsischen Dialekts.“ —

u. Konservirung von Pilzen für Lehrzwecke. Zur Vermeidung des Genußes giftiger Pilze wird vielfach empfohlen, den Schulkindern das Aussehen der schädlichen und der unschädlichen Pilze genau einzuprägen. Das hatte aber vielfache Schwierigkeiten. Viele Pilze kommen in einzelnen Gegenden nicht vor, sie sind aber doch so vielfach verbreitet, daß man sie den Kindern, die ja später auch in andere Gegenden kommen können, gern zeigen möchte, wenn man sie nur hätte; Abbildungen aber, auch die besten, können nie den vollen Eindruck des Naturobjekts wiedergeben. Dem Professor Tschirch ist es gelungen, ein Konservirungsmittel anzugeben, bei dessen Anwendung die meisten Pilze — nur auf die ja ohnehin nicht in Betracht kommenden giftigen ist es nicht anwendbar — sich in ihren natürlichen Farben und Formen halten, so daß sich jede Schule ein Museum der wichtigsten Pilze wird anlegen können. Das Konservirungsverfahren besteht einfach darin, daß man die Pilze zunächst in Alkohol legt, dem etwas Schwefelsäure beigegeben ist, dann an der Luft trocknet und schließlich in Vaselinöl, dem 5 pCt. Phenol zugefetzt werden, aufbewahrt. —

Literarisches.

— Ein neues englisches Wörterbuch. Ein von Willington in „Good Words“ veröffentlichter Aufsatz giebt Auskunft über den Stand der Vorarbeiten zum neuen englischen Wörterbuch, das von Dr. Murray mit Hilfe zahlreicher Mitarbeiter verfaßt ist. Es sind genau 37 Jahre her, seit Dechant Trench vor der Philologischen Gesellschaft einen Vortrag hielt über die Nothwendigkeit, die bestehenden Wörterbücher zu ergänzen; der leitende Ausschuß der Gesellschaft kam jedoch rasch zur Erkenntniß, daß nicht ein ergänzendes, sondern ein neues Wörterbuch geschaffen werden müsse. Herbert Coleridge, ein Großneffe des Dichters, wurde zum Redakteur ernannt, und mehrere hundert Leser fingen mit der Arbeit an. Nach Coleridge's Tode wurde Dr. Furnivall Redakteur; aber die Begeisterung für die Arbeit war bereits so sehr erkalte, daß der Doktor vorschlug, die gesammelten Materialien dem britischen Museum zu überlassen. Da wurde Dr. Murray im Verein mit Henry Præblich mit der Redaktion betraut, und da sich kein Verleger fand, der die Veröffentlichung des uneinträglichen Werkes übernehmen wollte, entschloß sich die Universitätspresse von Oxford, in die Presse zu treten. Als Dr. Murray eintrat, fand er die Vorarbeiten in der größten Unordnung. Die Hälfte der

ursprünglichen 26 Unterredakteure war todt und es war „nötig, die von diesen Herren zusammengestellten Zitate von den Testamentsvollstreckern oder Angehörigen zu verlangen. Diese Schriftstücke wurden zum Theil in Kellern, in Schränken, in Dachzimmern und Kumpelkammern entdeckt und kamen in den seltsamsten Verpackungen nach Oxford. Für diese Arbeiten erhielten die Mitarbeiter keine Bezahlung, kein Wunder, daß viele nichts leisteten. Andere leisteten dagegen umso mehr. Von 361 000 Papierstreifen stammen nicht weniger als 19 000 von einem einzigen Leier, 11 000 von einem zweiten und 10 000 von einem dritten. Dr. Murray hat im Ganzen 1300 Leser und 30 Unterredakteure um sich versammelt. Er glaubte anfänglich, die Miesarbeit in 12 Jahren bewältigen zu können. Von der Größe der Arbeit erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß eine Million Zitate eine Tonne wiegen, und sechs Tonnen Zitate überprüft werden müssen. Es würde dreißig Jahre in Anspruch nehmen, wollte eine Person sie durchlesen — ein Zitat in der Minute. Das Wörterbuch soll ungefähr eine Million Zitate enthalten. Die Auswahl und die Verkürzung dieser Zitate wird von den Unterredakteuren besorgt. Das neue Wörterbuch soll achtmal so groß werden, als das von Webster verfaßte, und kann nicht vor 1910 beendet sein. Während Dr. Johnson die Abstammung der Wörter verarbeitete und sich auf Definitionen beschränkte, soll das neue Wörterbuch beiden Rücksicht tragen. Auch veraltete und archaische Wörter sind in den Bereich des Wörterbuches gezogen, doch werden Dialektwörter nur in beschränkter Weise behandelt, obgleich Dr. Murray ein trefflicher Kenner der Dialekte seiner schottischen Heimath ist. —

(Voss. Ztg.)

Völkerkunde.

— In der Münchener „Geographischen Gesellschaft“ gab v. Wichmann-Giehorn eine interessante Schilderung der Todienzeremonien in Indien, wie er sie während eines Aufenthalts dort kennen gelernt hatte. Die „Allgem. Ztg.“ giebt von seinen Ausführungen das Folgende wieder: Zu den interessantesten Volkstypen Indiens zählen die Parsen, Moslems und Hindus. Den Grundzug der parsischen religiösen Vorstellungen, wie sie durch Zarathustra zu klarerer Durchbildung kamen, bildet der Widerstreit des guten und bösen Prinzips, des Lichts und der Finsterniß. Als reinigendes Element und Symbol des Guten verehren sie darum das heilige Feuer. Da nun nach Ansicht der Parsen durch Verbrennung der Leichen das heilige Feuer, durch die Beerdigung aber andererseits wieder die Erde verunreinigt würde, haben sie zu einer höchst eigenthümlichen Art der Bestattung ihre Zuflucht genommen. Die sorgfältig gewaschene Leiche wird möglichst bald auf die Höhe des Malabar Hill gebracht, eines der beiden südlichen Ausläufer jener Insel, auf der Bombay liegt. Inmitten herrlicher Anlagen von Palmen, Cyressen u. s. w. ragen dort die sechs „Thürme des Schweigens“ (Dahmas) empor, denen kein Leidtragender nahen darf. Sie sind kreisrund und haben bei einem Durchmesser von 50—60 Fuß eine ungefähre Höhe von 30 Fuß. Wie aus einem vom Vortragenden vorgelegten Querschnitt zu ersehen war, besteht deren Inneres aus drei konzentrischen Ringen, die zur Aufnahme der Männer, der Frauen und Kinder bestimmt sind und zugleich an die Hauptgebote Zarathustra's „Gute Gedanken, gute Worte, gute Thaten“ erinnern sollen. Die Ringe sind wieder in 72 oben offene Kammern getheilt, in denen sich die zur Aufnahme der Leichen bestimmten, muldenförmigen Leichensteine befinden. Sobald nun der Körper des Verstorbenen dort niedergelegt worden ist, fliegt von den benachbarten Bäumen eine Schaar Geier herbei, um ihn bis auf die Knochen zu verzehren. Das Gerippe zerfällt infolge des warmen Klimas rasch, und die Ueberreste fallen in einen unterirdischen Behälter, von wo aus sie durch Wasserspülung dem Meere zugeführt werden. Weniger fremdartig als die Todtenzeremonien der Parsen sind die der Moslems. Während ein Vorbereitete bestimmte Koranverse rezitirt, entschlüßt der Moslem. Seine Leiche wird sorgfältig mit Bernstein geräuchert und gewaschen, das verwendete Wasser wird in eine eigens zu diesem Zweck hergestellte Urne gesammelt. Während der Bestattung werden unter Gebeten Opfern dargebracht. Zu dieser Zeit befragen, nach dem Glauben der Moslems, zwei Engel den Todten über dessen Leben, der die Fragen nur beantworten kann, wenn er gut gelebt hat. Mit Vertheilung von Reis und Salz endet die Zeremonie. Nicht neben dem Beerdigungsplatz der Moslems findet sich der Verbrennungsplatz der Hindu's, der Anhänger der brahmanischen Religion. In einem offenen Hofraum ist ein Scheiterhaufen errichtet, auf den die Leiche gelegt wird. Der Holzstoß wird an dem heiligen Feuer, das der Leiter der Zeremonie in einem irdenen Gefäß herbeigetragen hat, unter Abfingen von Hymnen aus dem heiligen Beden in Brand gesteckt. Die Asche des Todten wird mit heiligem Wasser begossen und in alle Winde zerstreut. —

Psychologisches.

io. Die Frühjahrs-Schwereruth. Es gab eine Zeit, in der die Melancholie nicht als eine bedauernswerthe und der Heilung dringend bedürftige Krankheit, sondern als der schöne Ausdruck einer empfindenden Seele, insbesondere als ein Wahrzeichen des jungen Dichtergenies galt. Die strenge Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung hat von dieser Anschauung kaum noch etwas übrig gelassen, sondern hat die Schwereruth, auch wenn sie nicht mit eigentlichen Bahnvorstellungen verbunden ist, in die Reihe der Geisteskrankheiten aufgenommen. Dabei wird aber noch häufig genug ein

Fehler begangen, der darin besteht, daß man die Melancholie gelegentlich als eine akut und periodisch eintretende Seelenstörung betrachtet, während in weitaus den meisten Fällen der zeitweise Ausbruch der Schwermuth nur die Steigerung eines im Verborgenen schon längere Zeit bestehenden und in gewissen Grade meist angeborenen Krankheitszustandes bedeutet.

Dr. Paul Schenk, der in der „Deutschen Medizinal-Zeitung“ einen werthvollen Aufsatz über die periodische Melancholie veröffentlicht hat, vertritt den Standpunkt, daß die an zeitweilige Schwermuth leidenden Menschen auch in der Zeit zwischen den eigentlichen Anfällen geistig nicht gesund sind, sondern mehr oder weniger die Merkmale einer psychischen Minderwerthigkeit an sich tragen, die freilich oft so wenig hervortreten, daß sie nicht nur dem Laien, sondern auch dem Arzt entgehen können. Daher haben so hervorragende Psychiater wie Magnan und Kraft-Ebing über Fälle von periodischer Melancholie berichtet, in denen der Kranke in den Zwischenzeiten geistig ganz gesund gewesen sein soll. Dr. Schenk hält die Bezeichnung der periodischen Melancholie überhaupt für eine irrige. Allerdings zeigt sich die Schwermuth in gewissen Zeiten besonders deutlich, so fast in jedem Frühling und Herbst, aber nach Verwindung des eigentlichen Anfalls tritt keineswegs eine Gesundung ein, vielmehr nur eine Pause verhältnismäßiger Ruhe bis zur nächsten Verschlimmerung. Das eigentliche Wesen der Melancholie ist der Wissenschaft einigermassen bekannt, es besteht in einer Ueberreizung der Nerven und zwar hauptsächlich derjenigen, die die Hirnrinde zusammensetzen. Früher dachte man, in einer Blutarmuth des Gehirns den eigentlichen Grund der Schwermuth gefunden zu haben, die Blutarmuth ist aber nur eine Folge der ungesunden Reizbarkeit der den Blutzufluß nach dem Gehirn regelnden Nerven. Melancholische Zustände sind auch mit einer Blutüberfüllung des Gehirns vereinbar. Beispiele dafür liefert die eigenartige Berufskrankheit, die nicht selten bei den Heizern und Kohlenziehern der großen Dampfer beobachtet wird; die Zustände geistiger Niedergeschlagenheit, die bei ihnen eine Folge übermäßiger Wärme sind, werden bei anderen Personen durch übermäßige geistige Anstrengung hervorgerufen. Da sich bei minderwerthigen Gehirnen Ermüdung und Niedergeschlagenheit selbstverständlich leichter einstellt als bei kräftigen, so ist die ererbte geistige Veranlagung von wesentlicher Bedeutung für die Entstehung der Melancholie. Die äußeren Gründe der Schwermuth sind sogar für den Arzt selten erkennbar und kommen dem Kranken selbst erst recht nicht zum Bewußtsein; dieser hat vielmehr das Gefühl, daß seine Verstimmung grundlos sei, und wird durch dieses Gefühl am meisten gequält. Die mit Schwermuth behafteten Personen bieten oft gewisse äußere Zeichen einer geistigen Schwäche, darunter kam man folgende nennen: Menschlichkeit, gedrücktes Wesen, Willensschwäche, grundlosen Stimmungswechsel, ferner von körperlichen Anzeichen: Neigung zur Blaufärbung der Hände, leichtes Erblaffen des Gesichtes, auf fallend hochgewölbte Gaumen, Asymmetrie der Zähne. Menschen mit solchen Anzeichen geringerer körperlicher Entartung verfallen häufig nach Zeiten besonders angestrebter Thätigkeit, nach einem Trauerfall oder anderen Schicksalsschlägen der Schwermuth, neigen zu Selbstmordversuchen und ähnlichen überspannten Willensäußerungen. Eine Heilung wird in den meisten Fällen durch Anwendung warmer Bäder und Gaben von Opium erzielt.

Schwieriger zu behandeln sind die Fälle von Melancholie, die sich in ziemlich regelmäßigen Nüchtern ausern. Man kann besonders zwei Arten der Schwankung im geistigen Zustande solcher Menschen beobachten, die eine innerhalb des Tages und die andere innerhalb des Jahres. Zunächst ist die Melancholie am Morgen in der Regel stärker ausgeprägt als am Abend. Diese Thatsache hängt damit zusammen, daß die körperliche Lebensthätigkeit in den Morgenstunden ihren geringsten Grad besitzt. Im Besonderen ist der Blutdruck dann am schwächsten, und dadurch entsteht eine erhöhte Reizung der Nerven in der Gehirnrinde, indem in den dortigen Blutgefäßen bei vermindertem Blutdruck die Spannung wächst. Diese Widerstände heben sich im Laufe des Tages bis zum Abend mehr und mehr, da der Blutdruck dann allmählich zunimmt. Wichtig aber ist der halbjährliche Wechsel in dem Geisteszustande der Schwermüthigen. Jeder, der nur einige Erfahrung darin besitzt, wird den Satz bestätigen können, daß die Schwermuth zu Beginn des Frühling und des Herbstes zunimmt. Für die Frühjahrs-Schwermuth hat Schiller in seinen eigenen Bekenntnissen einen klassichen Beleg gegeben. In seinem 24. Lebensjahre schrieb er am 27. März 1783 von Baurubach aus an seinen Freund Reinwald: „Einfamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, schlaggeschlagene Hoffnung und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüthes verfälscht und das sonst so reine Instrument meiner Empfindung verstimmt . . . ich verfall in eine Melancholie und fürchte, sie (meine Umgebung) anzustecken.“ Es ist sicherlich kein Zufall, daß eine ähnliche Aenderung Schiller's wiederum in die Zeit des Frühlinganfangs fällt. Am 20. März 1802 schreibt er von Weimar aus an Goethe: „ . . . der Eintritt des Frühling, der mich immer traurig zu machen pflegt, weil er ein unruhiges und gegenstandsloses Sehnen hervorbringt.“ Der italienische Dichter Alfieri sagt von sich selbst, daß er jeden Frühling einen Anfall von Melancholie habe, der mehr oder minder stark von ihm empfunden werde, je nachdem Herz und Geist gerade mehr oder weniger leer und mühsig seien. Er vergleicht sein Herz geradezu mit einem Barometer, dessen Zustand sich ändere, je

nachdem die Luft mehr oder minder schwer sei. Zur Zeit der Tag- undnachtgleichen und der Sonnenwenden fühlt er sich völlig zur Arbeit unfähig und verpürt im kältesten Winter und heissesten Sommer weit mehr Phantasie, Begeisterung und Erfindungsgabe als in den dazwischen liegenden Jahreszeiten. —

Aus dem Thierreiche.

— Das Gehör der niederen Thiere. Bekanntlich hat man bei den niederen Thieren, besonders unter den Gliederfüßlern, vielfach Gehörwerkzeuge anzutreffen geglaubt, die im Wesentlichen aus sogenannten „Hörbläschen“ oder „Hörkäschen“ mit „Hörsteinen“ (Stolithen), oder auch nur aus frei an der Körperoberfläche befindlichen „Hörhäutchen“ bestanden; letztere sollten, ähnlich den Cortischen Fasern im menschlichen Ohre, nach ihrer Länge für verschiedene Tonhöhen abgestimmt sein. Diese Gebilde, die hauptsächlich bei den Krustenthiere vorkommen, sind nun, wie der „Prometheus“ mittheilt, kürzlich auf der Zoologischen Station zu Neapel von Theodor Beer durch zahlreiche Versuche genauer auf ihre physiologische Leistung geprüft worden. Das Ergebnis widerspricht den bisherigen Annahmen; denn obgleich eine große Menge verschiedener Arten und Gattungen von Krebsthieren untersucht wurden, zeigte keines von ihnen solche Reizwirkungen, wie sie zur Voraussetzung eines vorhandenen Gehörsumes berechtigten könnten. Auf Schallreiz aus der Luft antworteten die Thiere überhaupt nicht; wurde aber Schall im Wasser erzeugt, so erfolgte die physiologische Reizwirkung nur so, daß sie sich auch durch bloße Wahrnehmung der Erschütterung mittels des Tastsinnes erklären ließ. Die Entfernung, auf welche eine Reizantwort erfolgte, war nicht größer als die, bis zu welcher auch die untergetauchte Hand unter günstigen Umständen noch im Stande ist, derartige Schwingungen wahrzunehmen. Man kann nach Beer durch diesen unmittelbaren Beweis wohl überhaupt das Vorhandensein eines Hörsumes bei diesen Thiergruppen als widerlegt ansehen. — Was die „Hörsteine“ betrifft, so ist ja auch schon durch frühere Versuche ermittelt worden, daß sie mit der Tonwahrnehmung nichts zu thun haben, sondern die Verurtheilung der Körperlage im Raume zu erleichtern scheinen, weshalb sie allerdings als „Gleichgewichtssteine“ (Statolithen) bezeichnet worden sind. —

Humoristisches.

— Eine ungerathene Tochter. Barbier: „ . . . Was für ein Unglück ich mit meiner Emma hab! Verliebt sich das Mädchen in einen Menschen, der — sich selbst rasirt!“ —

— Geförtes Vergnügen. Bekannter: „Nun, Herr Schneidermeister, wie haben Sie sich gestern in der Klown-Vorstellung amüßert?“

Schneidermeister: „Garnicht! Es waren so viele im Zirkus, die mir noch Geld schuldig sind!“ —

— Kindliche Auffassung. Mutter (die dem Willy die Fabel vom Löwen und der Maus erzählt): „ . . . Siehst Du, mein Kind, der Starke soll dem Schwachen nie etwas zu leide thun! . . . Wie edel und großmüthig war der gewaltige Löwe, als er die kleine Maus laufen ließ!“

Willy (nachdenklich): „Aber, Mama, vielleicht essen die Löwen nicht gern Mäuse!“ —

(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Verichtigung. In unserem Musikbericht vom Freitag ist versehentlich der Name des Komponisten des „Wilden Meier“: Franz Wagner, übergangen worden. —sz.—

— Otto Erich Hartleben hat ein neues abendfüllendes Werk „Der Rosenmontag“, dem Lessingtheater zur Aufführung übergeben. —

— In Meran findet am 10. März die erste Vorstellung der Volksschauspiele in diesem Jahre statt. Zur Aufführung gelangt: „Tiroler Helden“, Bilder aus den Befreiungskämpfen von 1809, von Karl Wolf. —

— Die älteste englische Schauspielerin, Frau Keel, ist im Alter von 93 Jahren gestorben. —

— Die Münchener Sezession eröffnet ihre Jahresausstellung diesmal nicht am 1. Mai, sondern erst am 1. Juni. —

— Im Jahre 1900 soll in Brüssel eine große internationale Kunstausstellung veranstaltet werden. Die Kosten deckt der Staat. —

— In Moskau sollen höhere Kurse für Frauen nach dem Muster der Petersburger eingerichtet werden. Diese entsprechen vollständig einer Frauen-Universität, sodas Ausland nunmehr zwei Frauen-Universitäten besitzen wird. —

— Das Stadtarchiv in Pforzheim hat durch Schenkung eine Anzahl werthvoller alterer, besonders hebräischer Werke erhalten. Das Archiv ermöglicht jetzt einen nahezu vollständigen Ueberblick über den Entwicklungsgang der hebräischen Sprachstudien in Deutschland. —

— Im Jahre 1898 wurden nur 26 820 Doppelcentner amerikanisches Obst in Deutschland eingeführt, gegen 108 365 Doppelcentner im Jahre 1897 und 78 201 im Jahre 1896. —